Der alte Spiegel

Autor(en): **Rheiner, Rudolf**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **16 (1948)**

Heft 12

PDF erstellt am: **02.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-570373

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

DER ALTE *Spiegel*

Ein weihnachtliche Antiquitätengeschichte
von Rudolf Rheiner

Eigentlich sollte ich die Sache nicht erzählen, denn sie wird nur für menschliche Wesen verständlich sein. Ich bin nur ein Ding und kann nur rekapitulieren. Ich bin ein altmodischer Spiegel; der Rahmen ist wohl noch das Beste an mir. Aber was ich in diesen letzten Tagen gesehen habe, erscheint mir immer noch so ungewöhnlich wie eine etwas gewagte Geschichte in einem schmalen Band mit Goldschnitt und Vignetten, die zu meiner Zeit die jungen Herren noch eifrig lasen und sie jedes Mal im Sofa versteckten, wenn irgend jemand überraschenderweise ins Zimmer trat.

Es begann in den ersten Novemberwochen. Bis dahin fristete ich ein ziemlich unbeachtetes Dasein in einer Mansarde unseres Hauses. Man rechne es mir nicht als Ueberheblichkeit an, wenn ich auch im Folgenden von „unserem" Hause spreche, denn ich bin seit über achtzig Jahren in „unserem" Besitz. Seit jedoch die neue Sachlichkeit über Europa hereingebrochen war, hing ich im Mädchenzimmer, bis die derzeitige Bedienstete eines schönen Morgens im vergangenen Oktober mit einem glutäugigen Fremdarbeiter, einem Italiener, verschwand, nicht ohne sich vorher aus dem Silber der Herrschaft einen Grundstock zu ihrem künftigen Heim zu legen. Um des schönen Südländers willen wurde von meinem noch jugendlichen Besitzer Walter Nägeli Nachsicht geübt und die Polizei nicht behelligt. Wir sind eine alte Familie und vermeiden, wo es immer geht, die Berührung mit der durchschnittlichen Demokrazie; man beachte auch unsere noch traditionsgebundene Aussprache. Wo bin ich nur hängen geblieben? Ach ja, richtig — ich hing, und zwar auf einer langweiligen Tapete moderneren Geschmacks und nicht auf getöntem Holz wie ehedem. Da hing ich also, sah alles mit an, Diebstahl und Liebesglück, wenigstens solange die unmögliche elektrische Birne brannte — und konnte mich nicht verständlich machen, um den davoneilenden Familienschatz aufzuhalten. Aber diejenigen, die mit den Dingen zu leben verstehen und ihre Sprache hören, werden auch meine seltsame Geschichte aufnehmen und wahrnehmen, besonders jetzt, wo ich wieder in einem gepflegten Raum zwischen zwei ein wenig lädierten hölzernen Wandarmen hänge, die sich weiß Gott wie vornehm gebärden ,weil sie im Kunsthandel ein paar unbedeutende Jahrzehnte älter taxiert werden als ich. Sie sollen noch einer unbekannten Geliebten Goethes zum Schreiben der selten erwiderten Liebesbriefe geleuchtet haben, während ich immerhin, wenn auch etwas später, in Arenenberg der Königin Hortense zur Vollendung der erlesenen Coiffure dienen durfte. Wir drei sind also die Zierde des Raumes, in dem es in den

ersten Novemberwochen begann. Natürlich reichen die Anfänge der Historie weiter zurück, aber ich bekam die Quintessenz eben erst jetzt zu Gesicht.

Die Sache verhält sich so. Der junge Herr Walter, den ich bereits vor zwanzig Jahren verlassen mußte, weil seine Frau Mama, verwitwete Nägeli, geborene Eugénie von Muralt, plötzlich ihre Liebe für Möbel entdeckte, die ständig an Zahnarzt und Operationszimmer erinnerten, ihr reizender Sohn also, und zwar in jeder Beziehung reizend, kam eines Tages in der flüchtigen Babette Kemenate, sah mich, nahm mich und trug mich leuchtenden Auges die fünf Treppen hinunter. „So ein gutes Stück hängt man doch nicht der Köchin vor die Nase." Wohl gemerkt: ich rekapituliere nur seine eigenen Worte. Es waren auch fast die einzigen, die ich bis zu dem denkwürdigen Tag von ihm hörte, denn die liebenswürdige Sitte des vorigen Jahrhunderts, Selbstgespräche zu führen und alle Dinge eines Hauses teilnehmen zu lassen an den kleinen und großen Schicksalen der Menschen, ist leider ganz aus der Mode gekommen. Einmal nur hörte ich noch einen Ausruf von ihm, als es eines Abends draußen läutete; undeutlich verstand ich „Erich". Er rannte gegen die Korridortüre, aber da ich so ungünstig hänge und nur einen kleinen Teil des wirklich vornehmen Zimmers übersehen kann, entzieht sich der weitere Hergang meiner Kenntnis. Das darauf folgende Gespräch klang wie ein... nun, mir fehlen eben die Vergleiche, aber es wurde halblaut geführt und war endlos. Und als schließlich das Licht abgedreht wurde, zum nicht geringen Aerger der beiden Wandarme, die bis jetzt vergnüglich schmunzelten, schenkte ich dem weiteren Verlauf keine Beachtung mehr. —

Das Entscheidende kommt erst, falls man mir bis jetzt zugehört hat. Es kam am zweiten Adventstag. Der junge Herr feierte zugleich seinen dreißigsten Geburtstag. Es mag ein etwas ungewöhnliches Zusammentreffen sein, ich gebe es zu, aber solche Zufälle müssen eben als Tatsachen hingenommen werden, besonders in kleinen Geschichten, die nicht den Zeitraum von Jahrzehnten eines langweiligen Romans zur Verfügung haben. Die Visagen, die sich an diesem denkwürdigen Tage in mir spiegelten, waren denkbar verschieden, wenn auch die beiden Wandarme sich die größte Mühe gaben, besonders festlich zu leuchten. Der munter sprießende Schnurrbart von Tante Olga und das Doppelkinn von Onkel Emil wurden dadurch nicht salonfähiger. Ich gab mir auch gar keine Mühe, sie lieblicher erscheinen zu lassen, denn Tante Olga meinte: „Aber Walter, warum hast Du denn bloß dieses alte, schäbige Ding vom Estrich geholt!" Die hatte es gerade nötig, die dumme Pute, mir mein ehrwürdiges Alter vorzuwerfen, das neuerdings wieder besonders hoch kotiert wird. Als der junge Herr einmal draußen war, um in der Küche nach dem Rechten zu sehen, war ein Getuschel und ein Geraune und ein Gewisper wie in einem schlechten Theaterstück, wenn der Held einen falschen Abgang macht. „Er muß heute endlich in den Apfel beißen, es ist höchste Zeit", ereiferte sich dieses eben erwähnte Familien-Erbstück. „Lange genug hat er jetzt nichts für die Unsterblichkeit getan!" — „Verschandle den gu-

ten Schiller nicht, Mama!" warf eine noch sehr junge Dame dazwischen und biß darauf in einen roten Apfel, daß es knackte. Für Mama-Tante Olga war das eine gesellschaftliche Entgleisung höchster Potenz. „Madeleine!! Man beißt nicht in einen Apfel wie eine Bauernmagd, man schält ihn erst!" Madeleine biß von neuem hinein: „Du irrst, Mama; die Magd weiß vielleicht nicht, daß zwischen Haut und Fleisch die besten Vitamine sitzen, aber sie ißt sich gesund dabei wie ich. Uebrigens will ich Walter den Vacherin dekorieren helfen." Schon war sie draußen.

Base Barbara aus Küßnacht am Rigi schüttelte mißbilligend den grauen Kopf mit den schönen, alten Ohrringen: „Aber, aber, aber!" Onkel Emil aus Zofingen meinte: „Das ist die Richtige für ihn — da kommen zwei große Lausbuben zusammen!", lachte schallend und steckte sich umständlich eine große Zigarre an. Madame Carraux aus Lausanne, immerhin noch im siebenten Glied verwandt, widersprach: „Mon vieux — on soupe encore!" — Und schon öffnete sich die Türe, in der Walter wie ein großer Junge ein riesiges, kunstvolles Gebilde aus Schlagsahne trug, gekrönt von einem lachenden St. Nikolaus. Madeleine hatte irgendwo eine kleine Spieldose aufgetrieben und machte den Musikanten. „Für die schlanke Linie", riefen Beide übermütig und setzten das verlockende Kunstwerk sanft auf den Tisch. Dann bediente Walter mit fröhlichem Schabernak seine Gäste. Base Barbara bekam z. B. einen kleinen Klecks auf die süße Stupsnase, was sie aus ihrem reichen Wortschatz mit „Aber, aber, aber!" quittierte. Onkel Emils Glatze war natürlich ein herrlicher Landungsplatz für geschlagenes Schaumweiß. Er ließ es auch gutmütig geschehen, meinte aber doch, daß Madeleine ihm diese Lumpereien eines Tages austreiben werde. „Wieso Madeleine?", meinte mein junger Herr und setzte sich neben sie. Madame Carraux zückte ihr Lorgnon aus getriebenem Gold; es stammte aus einem Konto, das einer glücklichen Buchhaltung zufolge nie versteuert werden mußte: „Aber — mon cher Waltèr — Du wirst uns nicht tromper..." — „Nein, nein", drohte Onkel Emil mit dem Löffel, „Du wirst uns nicht trompieren!" und ließ eine weitere weiße Ladung hinter seinem Doppelkinn verschwinden. Mein Herr sah verduzt auf: „Wollt Ihr mir vielleicht sagen, wovon Ihr sprecht?" Base Barbara wandte ihr liebes Gesicht unter den weißen Löckchen lächelnd den beiden jungen Menschen zu: „Ihr seid ein schönes Paar — Gott segne Euch". Der kleine Löffel von Madeleine fiel schmerzhaft klirrend in die folgende Stille. Mein Herr blickte seine gute Base sekundenlang an. Die Pendule aus Neuchâtel schlug gerade sieben Uhr; man nennt es, glaube ich, eine heilige Zahl.

„Danke, Base Barbara, aber — ich werde nicht heiraten."

Mein junger Herr hatte ganz ruhig gesprochen, ungefähr so wie damals der dritte Napoleon auf Arenenberg Untergebenen Befehle erteilte. Die Pendule klang noch nach wie ein summender Menschenmund. Mama-Tante Olga fand das erste Wort. „Warum nicht?" Es tönte spitz wie ein Nadelstich, wenn man ihn hören könnte. Und gleich darauf platzte auch der bunt schillernde Ballon

aller vorsorglichen Bemühungen, als Walter heiteren Gesichts ererwiderte:

„Ich gehöre zu jenen Männern, die nur Freunde umarmen."

Die Stiefmutter der jungen Dame war aufgesprungen. „Umar . . ." japste sie noch und schwankte bereits.

„Umarmen, lieben und sogar auch manchmal küssen, wenn Du es ganz deutlich hören willst." Um ganz despektierlich zu sprechen: mein junger Herr schleuderte es beinahe triumphierend der Tischgesellschaft in die verschiedenen Gesichter.

Dann geschah Vieles zu gleicher Zeit, was ich jetzt leider nur chronologisch erzählen kann.

Mama-Tante Olga hatte sich mit raffiniertem Instinkt eine Chaiselongue ausgesucht, auf die sie sehr malerisch rücklings fallen konnte. Trotzdem: sie plumpste um wie ein Mehlsack; der frisch aufgelegte Puder bestäubte die schönen Lederkissen mit einem Hauch von Fin de siècle, der mich mit ihr fast wieder aussöhnte. Base Barbara aus Küßnacht am Rigi wiederholte nur in einem fort: „Aber-aber-aber!" und löffelte ihren Vacherin fein säuberlich zu Ende. Onkel Emil verlangte einen Doppelkirsch, weil er das nicht sofort verdauen könne. Madame Carraux aus Lausanne stand hochaufgerichtet vor Walter mit wogendem Busen, den ihr neues New-Look-Kostüm zu charmanter Wirkung brachte. „Un affront existencialiste!" Damit war ihre moderne Bildung und auch ihre momentane Geduld erschöpft; sie rauschte ungemein wirkungsvoll von dannen. Die einzige, die ruhig und heiter blieb, war die üblicherweise am schwersten Betroffene, die in Aussicht genommene Braut. Sie meinte kurz und bündig: „Die beste Lösung des familiären Konflikts! Ich bin schon seit einem halben Jahr mit einem Studenten verlobt!" Das war eine ungemein und sofort wieder belebende Injektion für die Hingestürzte, die aufschnellte: „— dem ich wohl noch das Studium finanzieren sollte! Nie!" Sprachs und ging und knallte die Türe hinter sich zu, was völlig ungebräuchlich in unserem Hause ist. Bald brach man auf und verabschiedete sich kühl und förmlich. Nur Madeleine widersprach jeder bekannten Familienregel für solche Ausnahmefälle. Sie nahm beide Hände meines jungen Herrn und sagte vergnügt: „Ich wünsche Dir alles Gute und — wenn es möglich ist — bleib' weiter — mein guter Kamerad!" In der Türe streckte sie nochmals den Kopf zurück und sagte dieses heute üblich gewordene, aber dennoch gräßlich burschikose Wort „Tschau!". —

Mein junger Herr blieb längere Zeit allein. Später wiederholte sich dann die bereits eingangs beschriebene Szene mit einem gewissen Erich, den ich bis dahin nie zu Gesicht bekommen hatte und der auch immer leise und verhalten sprach. Nur von Walter — ich darf jetzt sicher der Einfachheit halber so von ihm sprechen — hörte ich die merkwürdigen Worte:

„Es ist alles klar geworden. Ich bin die gesellschaftliche Lüge endlich los. Man wird mich eine Zeit lang schneiden, wird mich bei Einladungen vergessen, bis sie meine Arbeit nicht mehr übersehen und mich nicht mehr ignorieren können. Aber was ist das

alles, wenn Du bei mir bleibst — auf meinem Weg — in meinem Herzen."

Dann kamen sie Beide näher, die Arme über die Schultern des Andern gelegt und öffneten das große Fenster. Draußen fielen Flocken, langsam, ruhig, wie ich es seit den hundert Jahren immer wieder um diese Zeit gesehen habe. So standen sie lange. Ihre Köpfe ruhten nebeneinander, helles Blond neben ganz dunklem Braun. Es paßte ausgezeichnet zu den Möbeln, die Walter, sich der guten Tradition unseres Hauses erinnernd, ausgesucht hatte. Der Jüngling und der Mann lösten sich aus der Umarmung und sahen einander an. In Erichs Augen leuchtete es auf — ich kann es nicht anders nennen — aber dann beschlug der kalte Luftzug von draußen mein Glas. Was weiter geschehen sein mag, kann ich also nicht mehr beschreiben. Ich bin ja auch nur ein seelenloses Ding und rekapituliere nur. —

Eigentlich hätte ich die ganze Geschichte nicht erzählen sollen.

Am Jahresend zu singen

In dieser Nacht ist jeder Mensch,
und wär er fremd und ferne,
ein Freund; es ziehn die Sterne
mit ihm durch Raum und Zeit.

Es geht die Liebe und der Wunsch
von einem zu dem andern —
und wenn wir alle wandern,
erreichen wir uns einst.

So wird die Erde ganz von uns
geöffnet und durchschritten:
es steht der Tod inmitten,
der Gott an jedem End.

HANS ROELLI